

Sächsisches Volksblatt

ersch. täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- und Festtage. Preis: 1 M. 50 Pf. ohne Postgeb. Bei außerhalb des Postbezirks L. Postgeb. 10 Pf. Einzelnummer 10 Pf. Die Postzeitung-Preiskarte: 11-12 Ubr.

Unabhängiges Tageblatt f. Wahrheit, Recht u. Freiheit.

Anfertiger: Maximaler Verlag, Dresden, Wilsdrufferstr. 43. — Preis: 1 M. 50 Pf. — Einzelnummer 10 Pf.

Das „nationale Zentrum“.

In allen kolonialbegeisterten Zeitungen ist ein großer Jammer entstanden; die Fäden fliehen reichlich und die Faust wird in der Tasche gehalten! Weshalb? Das Zentrum hat eben wieder einmal eine Lieblingsforderung unserer Kolonialisten abgelehnt. So oft dasselbe einen solchen Schritt unternimmt, hört man diese Vorwürfe. Auf der anderen Seite bleibt aber das Zentrum hübsch „national“, so lange es zu jeder Forderung der verbündeten Regierung „Ja“ und „Amen“ sagt, so lange es beifeine keinen Wunsch für die Gleichberechtigung der deutschen Katholiken ausdrückt. Kommt es aber mit dem Toleranzantrag, macht es hier und dort Abstriche, so spricht man ihm sofort seinen „nationalen“ Charakter ab. Dieses Mittelchen ist allerdings bereits so abgenutzt, daß man ihm jede Zugkraft abprechen muß; nur der liberale Wierpöhlster am Stammtisch regt sich hierüber noch auf! Den neuesten Anlaß zur Entrüstung nimmt man aus der Stellung des Zentrums zur Entschädigungsfrage für die jüdischen Anwesenden. Die liberale Presse befindet sich ob des ablehnenden Beschlusses des Reichstages im höchsten Grade des Kerkers. Auch die „Dresdn. Nachr.“ spotten über die Kleinlichkeit des Zentrums. Wie weit hier politische Gesichtspunkte hereinspielen, wollen wir nicht untersuchen. Auch nicht auf die politischen Anschauungen und gewisse Verwandtschaftsverhältnisse der Farmer näher eingehen. Es liegen sich hierüber recht amüßante Einzelheiten enthüllen und die „nationalen“ Begeisterung mancher Zeitungen und selbst Abgeordneter für die ihnen so nahe stehenden Farmer würde sehr leicht erklärlich sein.

Dazu kommt noch ein weiteres: Die liberale Presse hat es im verflossenen Sommer als absolut sicher hingestellt, daß den Anwesenden voller Schadenersatz gewährt werde; insbesondere, nachdem der Kaiser selbst sich hierfür ausgesprochen hatte, zweifelten sie keinen Augenblick mehr daran, daß die Mehrheit des Reichstages unter dreimaligem Hurra die Millionen alsdann genehmigen werde.

Gerade wer aber für ein konstitutionelles Regiment Verhängnis hat, muß dem Zentrum recht dankbar sein, daß es in dieser Frage unbekümmert um den Wind von oben, nach bestem Gewissen entschieden hat. Der Kaiser sprach den Anwesenden gegenüber für vollen Schadenersatz aus und fügte bei, daß er nicht allein entscheiden könne, daß es der Zustimmung der gesetzgebenden Faktoren bedürfe. Ein ganz richtiger Standpunkt! Es war jetzt allerdings ein günstiger Moment gekommen, sich als „Liebkind“ an höchster Stelle zu empfehlen. Das Zentrum hat dies nicht getan. Es ist zu seiner Stellungnahme gekommen, unbekümmert, welchen Eindruck diese auf höchster Stelle macht. Nach Recht und Gerechtigkeit hat es entschieden, und deshalb will es die liberale Presse auf die „nationale Sünderbank“ setzen. Aber es ist ganz wohl dabei.

Welches entsetzliche Verbrechen hat denn die Zentrum-

fraktion begangen, daß ihr Medner, der Abgeordnete Erzberger, nun in der gesamten liberalen Presse so heftig angegriffen wird? Sie lehnte jeden Rechtsanspruch ab; sie ließ konstatieren, daß durch Anerkennung desselben die Anwesenden günstiger gestellt würden als die deutschen Bauern im Heimatlande; sie wies auf die zu hohe Einschätzung des Schadens hin und betonte die Konsequenz eines solchen Beschlusses. Gründe des Rechtes und der Sparfameit zogen das Zentrum zu seinem ablehnenden Standpunkt. Aber es war nicht „unmenschlich“. Es bewilligte insgesamt 5 Millionen Mark als „Notstands-gelder“. Ist denn dies gar nichts? Das Zentrum stimmte für diese Summe, um es einem Teil der Anwesenden zu ermöglichen, wieder in die Kolonie zu gehen und dort an dem Aufbau derselben mitzuarbeiten! Aber es lehnte es ab, diesen Anwesenden die Stelle eines Reichsbesonders in der Weise zu geben, daß das Reich dann einzuspringen hat, wenn die Sache schief geht, daß die Kolonisten aber allen Gewinn für sich einstecken, wenn alles klappert. Diesen einseitigen Staatssozialismus in die Kolonie einzuführen, dagegen sträubte sich das Zentrum und zwar mit vollem Rechte, auch im Interesse der Kolonie selbst. Eine solche Rückversicherung der Anwesender läßt die Energie in denselben; sie verlassen sich auf das Reich und die Kolonie kann nie etwas werden.

Deshalb hat das Zentrum national im besten Sinne des Wortes gehandelt; je wütiger und wütender die liberale Presse wird, desto besser für uns! Liebedienerei nach oben, künstliche Färbung von Kolonisten, Verschwendung unzähliger Millionen haben und werden nie im Zentrum eine Heimstätte finden und zwar im Interesse der nationalen Güter unseres Vaterlandes.

Deutscher Reichstag.

o. Berlin. 131. Sitzung am 1. Februar 1905.

Vor Eintritt in die Tagesordnung erklärt Reichsminister Graf Hilow, daß er die neuen Handelsverträge zur verfassungsmäßigen Beschlußfassung vorlege; die verbündeten Regierungen hoffen auf die Zustimmung des Reichstages zu einem Werke, das für die politische, finanzielle und wirtschaftliche Bedeutung des Vaterlandes von grundlegender Bedeutung sei. Handel und Industrie haben seit 1879 einen großen Aufschwung genommen; Zollschranken wurden von allen Staaten angegriffen. Die Gefahr der Entwertung des Handels ist durch die Capriwischen Verträge beseitigt worden. Bis 1900 trat ein Aufschwung ein; erst da zeigte sich ein Rückschlag. Doch ist die Geschäftstätigkeit im großen und ganzen verschwunden. Dagegen ist die Lage unserer Landwirtschaft eine immer kritischer geworden. Zwischen Stadt und Land fand eine Verschiebung der Bevölkerung zu Ungunsten des letzteren statt. Heute wohnen nur noch 46 Prozent des deutschen Volkes auf dem watten Lande. Das gibt zu denken! Deutschland ist nicht nur ein Industriestaat. (Sehr richtig!) Es ist ein Industrie- und Agrarstaat. (Sehr richtig!) Die Bedeutung von Industrie und Handel anerkenne ich voll und ganz. Aber die Landwirtschaft ist ein diesen gleichberechtigter Faktor! Der Banerstand ist die Grundlage unserer Nahrung und Wehrkraft. Kracht dieses Glied des Staates, so ist es nicht der Staatserhaltung, diesem alle Fürsorge angedehnt zu lassen. (Bravo!) Diese Lage gab die Richtlinie für unser Vorgehen! Wir halten an der Ver-

tragsoptik fest; aber zuerst mußte eine Revision des Zolltarifs eintreten. Damit knüpften wir an die Tradition des Fürsten Bischoff an; langfristige Handelsverträge mit gebundenen Tarifen war unser Ziel, um es unserer Exportindustrie zu ermöglichen, sich auf lange Zeit einzurichten und vor Zollserhöhung geschützt zu sein. Aber auch unserer Landwirtschaft mußte ein gewichtig erhöhter Zollschutz gewährt werden! Bei den letzten Handelsverträgen kam die Landwirtschaft zu kurz, (Sehr richtig!) so mußte jetzt ein erhöhter Zollschutz für Getreidebau und Viehzucht geschaffen werden. (Sehr richtig!) Die Höhe der Getreidepreise ist für die Rentabilität der Landwirtschaft von hoher Bedeutung; aber diese zeigen seit 25 Jahren eine sinkende Bewegung. Das Maß für die Erhöhung der Zölle lag in der Rücksichtnahme auf Handel und Industrie und auf die Konsumenten. Und wir konnten nur so hoch gehen, daß der Abschluß langfristiger Handelsverträge noch möglich war. Die Minimalzölle wurden deshalb in den Tarif eingepreist, damit das Ausland sehe, daß ein Voruntergeben unter diese Zölle undistatabel sei. Die verbündeten Regierungen haben an diesen Zöllen festgehalten; es ist nur mit großer Mühe gelungen, diese Zölle gegenüber Rußland und Österreich-Ungarn durchzusetzen! Mehr zu verlangen, wäre unmöglich gewesen. Die Voraussetzung, daß die Lebenshaltung der Arbeiterklasse hierdurch erschwert würde, ist unrichtig. (Sehr richtig!) Wir gehen nur auf die Höhe der Zölle von 1887-1892; aber auch seither hat sich die Lage der Arbeiter wesentlich gehoben. (Sehr richtig!) Wie steht die Sache in Frankreich? Dort besteht der Weizenzoll, er beträgt dort 5,60 M. und doch gehört die sozialdemokratische Partei dort zur Mehrheit, die einen Antrag auf Zollherabsetzung ablehnte. Die französischen Sozialisten sind praktische Leute und unterscheiden sich sehr vorteilhaft von ihren deutschen, mehr doktrinarischen Genossen. (Sehr gut!) Die Minimalzölle waren für mich ein Noli me tangere. Die Viehwirtschaften bereitete viel Schwierigkeiten; aber der deutsche Viehstand repräsentiert ein Kapital von 7 Milliarden. Gegenüber allen Staaten haben wir auf veterinärem Gebiete volle Freireiheit, nur gegen Österreich-Ungarn war es anders. Dort durften wir erst herrschen, wenn die Seuche eingeschleppt war. Jetzt haben wir die Präventivherre, welche unsere Landwirtschaft wünschenswert. Weiglich der Durchführung derselben verlaßt ich mich auf meinen Freund, den Landwirtschaftsminister. (Beifall.) Der Schweinezoll wird von 5 M. auf 13-14 M. erhöht. (Aufe lale. Hört!) Der Viehzoll ist wesentlich verhöht worden. An dem Hirsenzoll von 70 M. konnten wir nicht festhalten, wir konnten nur die Erhöhung um 6 M. gewinnen, auf 20 M. Bei gewissen landwirtschaftlichen Positionen, konnten wir keine Erhöhung durchsetzen; wir mußten sie sogar teilweise herabsetzen. Bei Antergerie und Holz machten wir Quälensätze, ersterer dient in erster Linie der Viehzucht. Der erhöhte Maiszoll konnte beibehalten werden. Mit den autonomen Zollzonen auf Holz hätten wir keine Verträge abschließen können. Das oberste Schilde Schweinekontingent wurde auf 2500 pro Woche erhöht werden, an der höchsten und besten Grenze dürfen 80000 österreichische Schweine in Schlesien importiert werden für gewisse Industriezweige. Hier die wirtschaftliche Rückwirkung dieser Kontingente ist für unsere Viehzucht nicht erheblich. Die neuen Verträge tragen einen landwirtschaftlich-freundlichen Charakter. Auch die Interessen unserer Handel und unserer Industrie müssen gewahrt werden. Rußland sucht sich eine eigene Industrie aufzubauen. Das hat Fürst Bismarck eher vorausgesehen, er sagte zum Kaiser schon 1887: „Unser deutsches Agrarzölle verdanken Sie einer russischen Industrie. Die langfristigen Verträge bedeuten einen großen Vorteil für unsere Industrie. Politische Gründe sind mir einzelne Positionen, aber die große Mehrzahl sind es nicht. Wir haben genau soviel erreicht, als wir nach Lage der Sache erreichen konnten. Zollkriege nach allen Seiten konnten wir nicht führen. Die Verträge habe ich nicht früher gekündigt, weil wir kein anderes Resultat erzielt hätten. Die anderen Staaten hätten sich bei Zollkriegen leicht gegen uns verbünden können. Was dann? Sie überblicken die Dinge nicht

Die gräßliche Einladung.

Schäze von G. v. Sid. (Schadend verboten.)

Die Morgenröte schien mit freundlichem Strahl in das kleine, gemütliche Zimmerchen, in dem Herr Anton Haber beim Morgenkaffee saß. Die Vorhänge an den Fenstern leuchteten geradezu in ihrer blendenden Weiße, und die Sonnenstrahlen ließen die blanken Weißlagen der altmodischen Aufbaumöbel aufleuchten, als wären sie eitel Gold. Draußen zwitscherten die Spatzen und balzten sich um die Brotkrumen, die ihnen vom Frühstück hingestreut waren, und die Hände über dem runden Küchlein gefaltet, sah ihnen Herr Anton behaglich zu. Gerade griff er nach seiner Zeitung, um sich darin zu vertiefen, als sich die Tür aufstieß und seine Frau geräuschvoll eintrat.

Frau Bernhardine Haber war lang und hager, alles zitterte beständig an ihr vor Unruhe, und ihre großen, etwas vorklebenden grauen Augen, die im Verein mit der großen Sakennase ihrem Gesichte etwas Raubvogelähnliches gaben, waren stets auf der Suche nach etwas Ungehörigem und Regelwidrigem. Die ganze Behaglichkeit schien mit ihrem Eintritt aus dem kleinen, jonnendurchleuchteten Zimmer zu schwinden und Herr Anton duckte sich, als erwartete er, daß ein Unwetter über ihn hereinbrechen würde.

Das ließ denn auch nicht auf sich warten. Frau Bernhardine stellte ihr klirrendes Schlüsselbüchchen, von dem sie sich nie trennte, auf den Tisch und begann, indem sie die Hände zusammenschlug, mit schriller, klagender Stimme: „Aber Anton, Anton, deine himmelschreiende Rücksichtslosigkeit und Gleichgültigkeit sind noch der Regel zu meinem Sarg! Da sitzt du, drehst die Daumen umeinander und liest die Zeitung und weißt doch, daß wir heute zum Essen nach Schloß Bergheim zum Herrn Grafen Berg und Frau Gemahlin eingeladen sind!“

Herr Anton sah seine Frau etwas hilflos an. „Aber gewiß, gewiß Bernhardine, wie sollte ich das nicht wissen. Auch weiß ich, daß die Uhr jetzt zehn ist, daß um halb eins der Zug fährt, und um eins uns der Wagen des Grafen an der Station Bergheim erwartet.“

„So!“ kreischte Frau Bernhardine, deren Mut der geringste Widerspruch ins Unbegrenzte zu steigern pflegte, „soll das etwa heißen, daß noch viel Zeit ist? Ich aber sage dir, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, was glaubst du denn, so eine Einladung von einem Herrn Grafen zum

„dejeuner“, das ist doch etwas anderes, als wenn man bei Gevatter Schuppe oder Müller den Sonntagsbraten verzehren bist.“ Also zick dich an, zick dich an! Heute kannst du garnicht sorgsam genug Toilette machen!“

„Mehr als anziehen kann man sich auch für Grafens nicht.“ knurrte Herr Anton, aber er legte doch ergeben seine Zeitung hin und begab sich ins Schlafzimmer, wo schon sein ganzer Staat, von dem blütenweißen, gestickten Vorhemd an bis zu den spiegelblanken Stiefeln, hingebreitet und aufgestellt war. Unter Stöcken und Büsten schlüpfte er aus seinem bequemen Hausanzug. Rechend zwängte er sich die nagelneuen, knarrenden Lederschuhe über die Füße und verbreitete dann am Waschtisch eine wahre Sündflut um sich. So energisch arbeitete er mit Seife, Schwamm und Nagelbürstchen, als gelte es, einen Nezer weiß zu waschen. Sein rundes, gutmütiges Gesicht brannte ihm denn auch wie Feuer und glänzte wie poliert, als er endlich fertig war. Zeugend fuhr er dann in die weiße Weste, die bedenktlich in allen Nähten knackte und sich kaum schließen lassen wollte.

Von seiner Bernhardine hatte er während dieser Zeit nichts gesehen, desto mehr aber gehört. Sie hatte draußen mit den Tieren geworfen und mit dem Mädchen, einem armen, halbwitwigen Ding gescholten, daß das ganze Haus gestülpe.

Jetzt rauhste sie herein. „Rein.“ stöhnte sie, „dieser ewige Kerger über die Dienstmägden ist noch der Nagel zu meinem Sarg. Dann betrachtete sie ihren Anton mit durchdringenden Blicken. „Hast du dich auch ordentlich gewaschen?“ fragte sie und dann fuhr sie mit ausgestrecktem Finger auf ihn los. „Sagte ich es nicht, daß du Dummheiten machen würdest.“ kreischte sie. „Da ist ja ein großer Fleck auf deinem Vorhemd, o Anton, Anton, und es ist dein bestes!“

Herr Anton betrachtete mit verdrießlicher Miene den in Wahrheit keinen unschuldigen Wasserfleck. „Aber Bernhardine“, sagte er, „da ist ja nur ein Tropfen Wasser hingefallen, auch wird diese Stelle noch ganz vom Rock verdeckt.“

„So, und wenn du dich bewegst, was dann? Auch wird sich natürlich der Staub gerade auf diese Stelle setzen und wie wirst du dann aussehen? Rein, Anton, mit einem Manne, der nicht einmal tadellose Wäsche trägt, fahre ich nicht zu einem dejeuner bei einem Grafen.“

Anton ergab sich in sein Schicksal. „Nun, so gib mir

ein anderes Hemd.“ sagte er. „Im übrigen, liebe Bernhardine, ist es jetzt wohl Zeit, daß du an deine eigene Toilette denkst!“

Frau Bernhardine fuhr sich verzweifelt an die Stirn. „Anton, Anton, mach mich nicht nervös, ich will wohl fertig werden.“ und sie begann die unzähligen Kosmetikartikel aus ihrem Sarg zu lösen. Sie hatte sich aus einer Modezeitung, das Vorbild zu einer hochmodernen Frisur ausgesucht, von der sie erwartete, daß sie sie mindestens um zwanzig Jahre verjüngern und um ein gut Teil verschönern würde, aber ihr etwas sprödes Haar, aus dem ungewohnten Kosmetikwässer gelöst, starrte ihr um das Haupt und wollte sich durchaus nicht in die gewünschten Wellen ordnen lassen. Herr Anton, der hochzu glückselig zum zweiten Male die Knöpfe seiner Weste löste, ohne sie abzureißen, konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken, denn seine gute Bernhardine sah aus wie der Strampelpeter.

Endlich konnte er ihre verzweifelten Bemühungen nicht mehr mit ansehen. Er reichte ihr eine große Tasse Pomade. „Verwend es doch da mal mit“, meinte er und sah besorgt auf die Uhr.

„Meine schönen Locken!“ jammerte sie, „hätte ich mir nur eine Friseurin bestellt!“ und sie rieb sich verzweifelt so viel Pomade ins Haar, daß es nun alles zusammenklebte. Endlich kam sie dann mit ihrer Frisur zu stande, zog ächzend die Reiß gefärbten, knisternden, weißen Unterstücke über und rief dann nach dem Mädchen, das ihr beim Anlegen des Kleides beifällig sein sollte.

Als Herr Anton vor etwa acht Tagen seiner Frau die Einladung des Grafen Berg, mit dem er in letzter Zeit mehrfach in geschäftliche Verbindung gekommen war, überbrachte, hätte sie sich am liebsten ein neues Kleid machen lassen. Leider war nur die Zeit zu kurz und sie mußte sich begnügen, ihr bisheriges Staatskleid, das so wie so schon nicht Mangel an Beschaffenheit litt, noch etwas aufzuklämmen. Es war aus weißblauer Seide und so stark und steif, daß es allein aufrecht stehen konnte, auch wenn Frau Bernhardine nicht darin steckte. Mit seinem neu hinzugekommenen Samtstreifen, Perlperlen und weißen Spitzen machte es einen geradezu überwältigenden Eindruck.

Es war nicht ganz leicht, Frau Bernhardine in dieses, in Pringelchenform gearbeitete Prachtgewand hineinzubringen. Aber mit Hilfe von Herrn Anton, der auf einen Stuhl stieg und es ihr von oben überwarf, während Mine,